

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die alten Deutschen

[urn:nbn:de:bsz:31-338064](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338064)

eine für's ganze Leben nützliche und nachhaltige Lehre gezogen und kamen zunächst zu dem vernünftigen Entschluß, durch Verheirathung ihrer Kinder auch ihre beiderseitigen Acker so zu vereinigen, daß künftig im Schanzenberg jeder Grund zum Streit in Wegfall kam. Haberforn mußte nach dem Schrecken und der Aufregung jener Nacht einige Tage das Bett hüten. Der neue Doktor, der ihn unentgeltlich behandelte, brachte ihn aber bald wieder zu Kräften und hatte sich dabei auch als Seelenarzt bewährt, denn dem Schneider war seit jener Klopsnacht die Zwischenträgerei ein- für allemal vergangen.

Zur Hochzeit war auch der spassige Doktor geladen worden. Er brachte ein Bild mit, das er in den jungen Haushalt der Neuvermählten zu stiften be-

schlossen hatte. Die Bedeutung dieses Bildes, sie ist uns Allen nicht neu, vielmehr sind wir diesem Bild schon da und dort begegnet. Es verdient aber heute noch überall als Exempel aufgehängt zu werden, weil es eine gar beherzigenswerthe Lehre enthält. Der Doktor hatte diese Lehre noch extra in selbstverfaßten Reimen darunter geschrieben. Sie lauteten:

Der Kasper voller Zorn,
Der packt die Kuh beim Horn,
Und voller Wuth der Hans,
Der zerzt das Thier beim Schwanz.
Doch unten bei dem Euter,
Sitzt froh der Anwalt Schneider;
Indeß die Weiden freiten,
Molt Er die Kuh mit Freuden.

Die alten Deutschen.*)

Der Wanderlehrer Besserer hatte im vergangenen Winter wieder einmal das dem freundl. Leser noch vom 1882r Kalender her bekannte Freudenthal besucht und dort »im Lamm« auf eine Woche Wohnsitz genommen.

Wenn dann allemal Abends die landwirthschaftlichen Besprechungen auf dem Rathhaus zu Ende waren, dann hielt in der Regel noch eine kleine Gesellschaft bei ihm aus, um beim Glas Bier so mancherlei Meinungen auszutauschen und manchen kühnen Plan zu schmieden — zu Nutz und Frommen der Landwirthschaft.

Nicht selten betheiligte sich an diesen gemüthlichen Zusammenkünften der Landwirthe, auch der lebenswürdige Orts-Geistliche. Manchmal wurde dann die Unterhaltung von der Landwirthschaft ab- und übergeführt auf interessante Weltbegebenheiten, oder zurück auf die Geschichte der — Vergangenheit.

In einer der Wirthsstuben, wo die Männer abwechselungsweise Abends sich zusammensanden, hingen zwei Bilder an der Wand, die man neuestens in vielen Bierlokalitäten auf dem Lande antreffen kann. Das Eine stellt, in roher Zeichnung und mit grellen Farben ausgeführt, eine Gesellschaft zwerghaft aussehender alter Männer mit langen weißen Bärten vor, die im Uebrigen jedoch ganz im Stil unseres Zeitalters, d. h. mit Kitteln, Hosen, Strümpfen, Schuhen, und zum Ueberfluß auch noch mit Zipfmützen angethan sind. Sie stehen, springen oder liegen vor einem Bierfaß, halten vergnügt die gefüllten, überschäumenden Gläser in der Hand, und darunter steht der bekannte Spruch:

*) Quellenbenützung: Germania von Cornelius Tacitus, übersetzt von A. Bachmeister; ferner A. Streckfuß, das deutsche Volk.

»Und sie tranken immer noch eins! Die alten Deutschen.«

Als sogenanntes Gegenstück hängt daneben die Abbildung einer Anzahl junger Bursche, die betrübt ihre leeren Gläser und leeren Taschen betrachten, während unter diesem Bild die Worte angebracht sind:

»Und sie tranken noch mehrere, wenn sie Geld hätten! Die jungen Deutschen.«

Nun war einmal bei einer solchen Abendunterhaltung die Rede durch den Pfarrer auf die Abstammung der Völker gelenkt worden und es wurde darauf hingewiesen, wie sehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Rassen sich bei den einzelnen Völkerstämmen geltend mache, wie dann, wo die Ländergüter einst zusammengehörnde Völkerschaften getrennt habe, im Drang nach der Wiedervereinigung von jeher blutige Kämpfe zwischen der einen und der anderen Rasse ausgefochten worden seien und noch heute ausgefochten würden.

Es wurde aber auch hervorgehoben, wie gerade in der durch Sprache und Körperbildung bedingten Zusammengehörigkeit, sagen wir in der Blutsverwandtschaft, der Völker hinwiederum der Keim gelegt sei zur glühendsten Vaterlandsliebe.

Der Wanderlehrer Besserer hatte während dieser zwischen dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Bürgermeister sich hin- und herspielenden Auseinandersetzung unverwandt die vorhin erwähnten Bilder an der Wand betrachtet und sprach dann, sich wieder zur Gesellschaft wendend, mit Wärme: »Ja wohl, Herr Pfarrer! Auch der Keim deutscher Vaterlandsliebe, er entwickelt sich dort am herrlichsten, wo wir Deutsche einen klaren Begriff von unserer Abstammung haben.«

Die Liebe zum Vaterland wird gehoben, wenn

uns Deutschen zum Bewußtsein kommt, wer wir sind und welche Bande der Völkerverwandtschaft einst unsere hiederen Altvorderen zusammenhielten. Der deutsche Geist wird gekräftigt in der stolzen Erinnerung der Jetztlebenden an die Urkraft, an die Tapferkeit und an die Treue jener Helden des Alterthums, wie in dem dankbar empfundenen Gedächtniß an die Riesenkämpfe, welche sämtliche deutsche Stämme schon vor mehr als tausend Jahren für das Vaterland ausgefochten haben. Aber, wie soll unserem Volke das Aussehen, Leben und Treiben seiner ältesten Vorfahren in die Herzen eingeprägt werden, wenn Bilder, wie dort eines an der Wand hängt, die »alten Deutschen« als Zippelhauben- und Saufbrüder aus der Jetztzeit auffassen; Bilder, die das »Alte, Einzig« durch nichts als durch lange weiße Bärte darzustellen wissen? Warum gibt man dem Volk denn nicht gute Darstellungen von dem Leben der alten Germanen in ihren Urwäldern, von ihren Kriegs- und Siegeszügen, wie von ihren religiösen Sitten und Anschauungen damaliger Zeit?

»Sie sprechen mir ganz aus der Seele heraus!« gab der Pfarrer zur Antwort, während der Rathschreiber die Rede aufgriff und sagte: »Ich meine, man sollte sich in den Volksschulen mehr mit der Geschichte der alten Deutschen befassen, damit dem Herzen unserer Jugend auf dem Lande ebenso sehr das Bewußtsein unserer Abstammung und damit der Sinn für das Deutschthum eingeprägt wird, wie den Jünglingen an höheren Lehranstalten.«

»Das geschieht neuerdings; wenigstens mehr wie früher,« wendete der anwesende Lehrer ein, »aber es sind der Lehrfächer so viele und die Zeit so kurz bemessen, daß man nicht herunkommt.«

»Da wollen wir doch gleich einmal Einen in der Geschichte seiner deutschen Voreltern prüfen,« sagte der Pfarrer und wandte sich an den alten Hanssjörg, welcher, halb als Knecht, halb als Angehöriger des Hauses, heute die Gäste bediente. »Nun Hansjörg, was wisset Ihr von den alten Deutschen, von ihrem Thun und ihrem Treiben?«

»Was werd' ich davon wissen. Denk' mir, sie werden auch nicht viel anders ausg'sehen haben, wie wir. Vielleicht hat selbigesmal das Malter Dinkel —«

»Da haben wir's!« lachte der Pfarrer. Ich glaube gar, der will mit den alten Germanen auf die Durlacher Schranne fahren und möchte wissen, was zur Zeit Hermann des Cheruskers dort das Malter Dinkel gekostet hat!« —

»Wie wär's, wenn der Herr Pfarrer uns heute einiges von den alten Deutschen erzählen wollte!« rief jetzt Rudolf Walthers, der junge Lammwirth, dazwischen und alle Anderen stimmten bei: »Ach ja, Herr Pfarrer, erzählen Sie, erzählen Sie! Das ist

doch wieder 'mal 'was Neues! So 'was hören wir gerne!«

Der freundliche Geistliche zeigte sich bereit. Nach einem kräftigen Zug aus dem Glase und einigen dergleichen aus der mit edlem Anaster gefüllten Tabakspfeife begann er seinen Vortrag:

Vor etwa zweitausend Jahren, da stand das gewaltige Rom auf dem Gipfelpunkt seiner Macht. Alle Länder des civilisirten Europas waren dem eisernen Scepter dieser Weltstadt unterworfen. Italien, Spanien, Griechenland, das südliche Gallien (das jetzige Frankreich), ja selbst Theile Asiens und Afrikas standen unter der Oberherrschaft der römischen Republik. Nur die Länder, welche nördlich von den Alpen (jetzt der Schweiz, Tyrol und dem östreich'schen Hochgebirge bis zu den Karpathen) liegen, also das ganze nördliche Europa, sind der römischen Herrschaft lange fremd geblieben. Die Römer empfanden durchaus keinen Drang nach jenen rauhen, undurchdringlichen Wäldern und tiefen Sümpfen, welche damals noch unsere Heimath überdeckten.

Nur wenige römische Kaufleute hatten sich, durch Gewinnsucht getrieben, in diese unerforschten deutschen Urwälder gewagt, um dort namentlich den hochgeschätzten Bernstein und andere Dinge einzuhandeln.

Und heute noch sind die von diesen römischen Kaufleuten herrührenden Erzählungen, wie auch spätere Berichte römischer Feldherrn, welche von den Schriftstellern jener Zeit auf uns überliefert worden sind, zu lesen.

Als wahre Riesen an Kraft und Tapferkeit werden da unsere deutschen Voreltern geschildert. Gar wunderbar dächten den schwarzhaarigen und dunkeläugigen Italienern hier die goldblonden blauäugigen Söhne des Nordens. Aber sie schildern uns diese Deutschen noch als wilde Barbaren von seltsamer, gigantischer Gestalt und von ganz anderen Sitten und Gewohnheiten, als die, welche man in dem damals mehr civilisirten Süden kannte.

Das Volk, auf das die Römer im Norden Europas in den undurchdringlichen Urwäldern gestoßen sind, das waren die Germanen, die, wie jetzt noch, in viele deutsche Stämme zerfielen, von denen die Cimbern und Teutonen einen hervorragenden Theil gebildet haben. Weithin über das gesammte Deutschland erstreckte sich in jener alten Zeit der mächtige, tausendjährige Urwald. Riesige Eichen reckten die knorrigen Zweige gen Himmel und verflochten in einander die grünen Glieder. An vielen Stellen undurchdringlich war das gewaltige Dickicht, nur belebt von den Thieren des Waldes.

In unseren deutschen Urwäldern lebte der grimmige Bär, der Luchs, das Elenthier. Schaaren von Wölfen streiften durch Wald und Feld und das ge-

waltigste und gefährlichste Ungeheuer damaliger Zeit, der Urus, machte diese Lande unsicher. Es war das nach den Berichten der Römer ein ungeheurer Stier, der Todfeind aller Menschen und Thiere, unbezähmbar, von fürchterlicher Wildheit.

Ja, gewaltig und großartig mag er gewesen sein, dieser deutsche Urwald und seine Bewohner; wie die Menschen so auch die Thierwelt. Damals war die Jagd nicht wie heute ein Vergnügen, sondern ein hitziger Kampf zwischen dem Menschen und den wilden Bestien; aber sie stählte und kräftigte auch die alten Germanen, ja sie bildete ein Vorbild zu den blutigen Kämpfen für den deutschen Jüngling und erzog ihn zum Krieger.

Und, wie sahen sie aus, diese unsere Voreltern? Ganz gewiß nicht so, wie dort auf jenem dummen Bild dargestellt ist, wie alte Hutmännchen in bunten Kitteln und Zipfelhauben, sondern so, wie ihr beispielsweise das richtige Abbild eines Germanen bewundern könnt, falls einer von euch nach Pforzheim kommen sollte, wo er Gelegenheit hat, das dort auf dem Marktplatz aufgestellte Kriegerdenkmal zu betrachten.

Dort steht auf steinernem Sockel in Erz gegossen ein alter Deutscher, ganz so wie ihr euch eure Stammväter vorstellen müßt, und wie noch immer, bis in unsere Tage herein, Deutsche angetroffen werden, wie namentlich auch die männlich schöne Erscheinung unseres unvergeßlichen weiland deutschen Kaisers Friedrich, noch so recht die ächt germanische Abkunft bekundet hat.

Alt, nicht nach Jahren, sondern ein »alter Deutscher«

nach dem Begriff der unaufhaltsam weiterschreitenden Weltgeschichte, steht der in Erz gegossene Germane dort.

Prächtig hebt sich die herrliche Mannesgestalt, das härteste Haupt mit dem von 2 Geierflügeln überragten Helm geschmückt, von den im Hintergrund die Stadt überragenden Schwarzwaldbergen ab. Der Blick des gleichsam die Pforte des Schwarzwaldes bewachenden Hünen ist drohend gegen Südwesten gerichtet, von welcher Seite her schon in alter Zeit

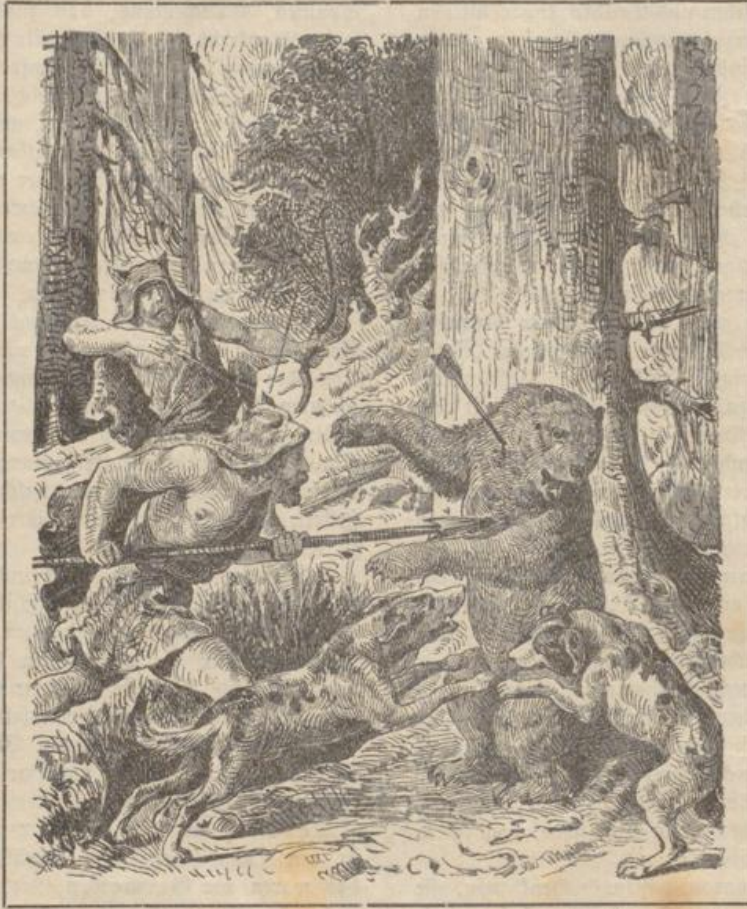
die Urfeinde der Germanen, die Römer und die Gallier, ihre Einfälle auf deutschen Boden gemacht haben. Fest hat die nervige Faust des halbnaekten Reden das rohe Steinbeil umfaßt, als wäre der Gewaltige jeden Augenblick bereit, den Feind niederzuschlagen, falls dieser es wagen sollte, den Fuß in böser Absicht auf deutsche Erde zu setzen.

Ja so, und nicht anders, müßt ihr sie euch denken, die Gewaltigen, von denen ihr abstammen stolz sein könnt, und wie sie, so sollt auch ihr das Land lieben, das ihre und eure Heimath war und ist.

Freilich sieht es auf dem deutschen Boden von heute

ganz anders aus, als vor zweitausend Jahren.

Denkt euch einmal den alten deutschen Urwald jener Zeit in einer schönen hellen Mondnacht. Zwischen den mächtigen Bäumen liegt einsam ein See, an dessen wildebewachsenem Ufer sich eine kleine Ebene hinzieht. Inmitten dieser Ebene ragt eine riesige Eiche empor. Die Wurzeln starren aus dem Boden in die Höhe, so daß ein Reiter auf hohem Roß unter dem gewaltigen Wurzelwerk Schutz suchen konnte. Still ist der Wald. Nur hie und da tönt



Damals war die Jagd nicht, wie heute, ein Vergnügen, sondern ein hitziger Kampf zwischen dem Menschen und den wilden Bestien.

der
es
her
N
bede
auf
den
des
Sch
er
sch
den
Sch
heil
dara
allen
nach
und
waf
trete
her
Der
des
Sch
nen
unte
Bau
mei
Heh
liche
N
Aug
Küh
wall
hera
Sch
ten
zug
liche
len
schei
Boll
der
Lan
die
schö
J
gele
zu k
ersch
er
grün

der Schrei des Uhus durch die tiefe Ruhe. Da regt es sich: die Büsche knistern und aus dem Schatten hervor tritt eine riesige Gestalt, ein Mann, hoch zu Ross, in glänzendem Waffenschmuck. Ein Thierfell bedeckt die mächtigen Glieder; der Helm, den er auf dem Kopfe trägt, ist geschmückt, entweder mit den Flügeln des Geiers, oder mit den Hörnern des erlegten Wisents (Aurochsen oder Urus). Ein Schwert umgürtet seine Lenden. In der Hand trägt er einen zweispitzigen Speer und am Arme das hohe, schmale, mit glänzenden Farben bemalte Schild. Er naht der heiligen Eiche und gleich darauf regt es sich von allen Seiten. Reiter nach Reiter erscheint und auch härteste, bewaffnete Fußgänger treten aus dem Dickicht hervor.

Das sind die alten Deutschen, die in des Waldes heiligem Schatten in der schönen hellen Mondnacht unter dem geweihten Baume die Volksgemeinde feiern wollen. Hehre Gestalten, herrliche Männer!

Aus den blauen Augen blickt Muth und Kühnheit, goldgelb wallt das Haupthaar herab auf die kräftigen Schultern und die nackten gewaltigen Glieder zeugen von unerschöpflicher Kraft. In vollem Waffenschmuck erscheinen sie in der Volksversammlung, in der die Gesetze des Landes berathen und beschlossen werden sollen, denn die Waffen zu tragen war die höchste Ehre, das schönste Recht des freien alten Deutschen.

Im Frieden wie im Kriege wurden sie nicht abgelegt und nur der, der das Recht hatte, bewaffnet zu kommen, durfte überhaupt bei der Volksversammlung erscheinen.

Der Jüngling erhielt den Waffenschmuck, sobald er ein Mann geworden, ein eigenes Hauswesen gegründet hatte. In der Volksgemeinde legte sie ihm

der Vater oder ein naher Verwandter an. Bis dahin war er der Gewalt des Vaters unterworfen; jetzt wurde er ein freier Mann und Mitberather der heimischen Gesetze. Unter der gewaltigen Eiche, dem den Göttern geweihten Baume, fand die Volksversammlung statt, welche ein von Hof zu Hof getragener Pfeil zusammenberufen hatte. Die Mannen waren erschienen von weit und breit.

Da gebot der Priester Stille. War doch der geheiligte Hain sozusagen die Kirche unserer Altvordern.



Das sind die alten Deutschen, die in des Waldes heiligen Schatten die Volksgemeinde feiern.

Alle Gesetze, welche gegeben wurden, hier im Walde unter der geheiligten Eiche und in der Volksversammlung mußten sie berathen werden; dort hielten die Männer Gericht, dort wurde über Krieg und Frieden beschlossen. Nicht einem papierenen Gesetze gehorchten die alten Deutschen, das lebende Wort entschied über Recht oder Unrecht. Solche Versammlungen waren auch offen für Klage und peinliches Gericht. Dabei ward immer die Strafe aus dem Wesen des Vergehens entnommen. Verräther und Ueberläufer hängte manz. B. an einem Baume auf. Feigheit dagegen, Fahnenflucht, oder ein unnatürliches, die Sittlichkeit schwer verlegendes Vergehen, wurde geahndet, indem man den Schuldigen in Schlamm und Sumpf

warf und ihn unter darüber geworfenem Flechtwerk erstickte. Dabei lag das Gefühl zu Grunde, daß ein Verbrechen mit seiner Bestrafung vor die Dessenlichkeit gestellt, eine Schändlichkeit ihr aber entzogen werden müsse. Diese Strafen verhängte immer der Priester, der in solchem Falle die Gottheit vertrat. Nur der Gottheit unterwarf sich der stolze Sinn der freien Germanen. Stille war es geworden auf des Priesters Mahnung. Jetzt ergriff der Gaugraf das Wort, und mit tiefster Aufmerksamkeit lauschten

die Männer der kräftigen Rede. Wenn er geendet hatte, dann antworteten sie entweder mit einem Warren, um ihre Unzufriedenheit, oder mit einem freudigen Zusammentlirren der Waffen, um ihre Beistimmung auszudrücken. Rede und Gegenrede erfolgte. Jeder ergriff das Wort, der sich befähigt glaubte. Nicht Rang und Reichthum, sondern Klugheit und Tüchtigkeit entschied, und endlich wurde durch eine einfache Abstimmung das Gesetz gegeben oder verworfen, Krieg oder Frieden beschlossen.

Die alten Deutschen theilten sich in Adelige, Freie und — Unfreie. Nur die zwei ersten Klassen hatten die ebenbeschriebenen Rechte in der Volksberathung, die Unfreien waren nicht viel mehr als Sklaven, und das ist eine dunkle Stelle in der sonst so herrlichen Geschichte des alten Deutschthums.

Thun wir nun auch noch einen Blick in die Häuslichkeit der alten Germanen.

Weit im Lande zerstreut, oft von einander ziemlich entfernt, lagen die Güter oder Allode. (Städte gab es damals in Deutschland noch nicht.) Jeder Herr lebte mit seiner Familie, seinen Liten und Sklaven auf seinem Grundstücke, wo gerade eine Quelle, ergiebiger Boden, oder das nahe Gehölz zur Ansiedelung eingeladen hatte. Die Liten waren zwar Unfreie, jedoch besser daran, als die eigentlichen Sklaven. Sie bebauten die Grundstücke, die ihnen von den Adelligen und Freien in erbliche Nutznießung gegeben waren, und stellten so eine Art hörigen Bauernstand vor.

Inmitten also der vom Urwald umgrenzten Felder lagen, von allen Seiten frei, die hölzernen, mit Stroh gedeckten Wohnhäuser, rings umgeben von den Frauenhäusern, von Ställen, Scheunen und den Häusern der Liten und Sklaven. Das eigentliche Wohnhaus, ganz von Holz und plump zusammengefügt, es bestand aus einem einzigen Saale, in dessen Mitte sich der Herd befand. Das war der Ehrensitz der Hausfrau. Spricht man doch heute noch in Deutschland, wenn man die Heiligkeit des eigenen Heims so recht bezeichnen will, gerne mit einer gewissen Ehrfurcht vom »häuslichen Herde«.

Alle männlichen Verwandten des Hauses, wenn sie nicht eigene Alloden besaßen, gehörten zum Hausstand. Sie waren das Gefolge des Hausherrn im Kriege und Frieden, bis sie mündig wurden, d. h. einen »eigenen Herd« gegründet hatten.

In genanntem Saale fanden sich außerdem immer viele Gäste ein, denn die Gastfreundschaft war eine der hervorragenden Tugenden der alten Deutschen. Jeder Fremdling war willkommen. Keinem wurde die Thüre gewiesen. Der Gast war gewissermaßen geheiligt, so lange er unter dem Dache seines Gastgebers weilte. Niemand durfte ihn ausfragen, woher er komme, wohin er ziehe. Niemand, bei

hoher Strafe, durfte den Fremden beleidigen, ja der Hausherr vertheidigte ihn gegebenen Falls auf Tod und Leben und beschenkte ihn reichlich, wenn er schied.

Am Herde waltete die Hausfrau. Derselbe war mit Kesseln und Bratspießen reich bedeckt, denn die alten Deutschen hatten ebenso einen gesunden Appetit, wie bei ihnen ein »starker Durst« sprüchwörtlich geworden ist.

In der Nähe des Herdes lagerten auf Wolfs- und Bärenfellen die männlichen Glieder des Hauses und ihre Gäste. Sie wurden von jungen Sklaven und Sklavinnen bedient.

Nach dem üppigen Mahl, denn die gewaltigen Körper der Germanen brauchten viel und kräftige Nahrung, folgte das Zechgelage.

Der Meth, ein gegohrenes Getränk, welches aus Honig bereitet wurde, sodann ein starkes Bier, welches die alten Deutschen schon früh zubereiten gelernt, wurde meist in großen Hörnern herumgereicht und o, wie konnten sie trinken, diese Männer.

Ein alter römischer Geschichtschreiber sagt von diesen Gastmahlen: Wenn sie essen, so wird der Bart voll Speise, und beim Trinken rieselt die Flüssigkeit durch denselben, wie durch ein Sieb.

Trunkenheit galt bei den alten Germanen nicht für ein Laster, sondern eher für eine Tugend. Förmliche Wettkämpfe im Trinken wurden gefeiert, und der, welcher am meisten vertragen konnte, war hoch geehrt.

Und die Frauen?

Sie theilten die Gelage der Männer nicht.

Die Frau war die Bewahrerin des Hauses. Sie beaufsichtigte die Arbeit der Sklaven.

Die Frauen spannen und webten, sie brauten das berauschende Bier und den Meth, sie sammelten die Kräuter in den Wäldern und waren die Familienärzte, auch manchmal die Familienwahrerinnen; sie erzogen die Kinder, kurz, sie trugen die ganze Last des innern Haushalts, jedoch die Lust und Freude der Männer theilten sie nicht. Ihre Tracht bestand aus leinenen Gewändern, welche manchmal durch purrothe Säume hübsch verziert und gehoben waren. Diese Kleider hatten keine Ärmel, Unter- und Oberarme waren bloß und auch ein Theil der Brust blieb unbedeckt. Die prächtigen, blonden Haare fielen entweder aufgelöst über den Rücken herab oder waren leicht zu einem Knoten verschlungen.

Alle Geschichtschreiber jener Zeit aber sprechen mit Bewunderung von der Tugendhaftigkeit der Frauen und Mädchen Deutschlands. Zumal der Römer Tacitus war von den Tugenden der alten Deutschen, von ihrer Einfachheit, Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Treue und Ehrenhaftigkeit, ganz besonders aber von der Keuschheit und Sitten-

reinheit der deutschen Frauen und Mädchen, so ergriffen, daß er ihr Leben beschrieb, um seinen römischen Zeitgenossen, welche damals in Schwelgerei und Ueppigkeit liebten, einen Spiegel vorzuhalten.

Diese Sittenreinheit wurde den deutschen Mädchen anezogen und äußerste Strenge waltete in dieser Hinsicht. Unkeusche Töchter durften von den Vätern getödtet werden und vorkommenden Falls machten auch dieselben von diesem Rechte Gebrauch. Ueberhaupt

war die Sittenreinheit eine große Tugend der alten Deutschen; daher auch dieses kräftige, nervige Geschlecht, daher die Riesengestalten. Kein deutscher Jüngling vergeudete damals seine Kraft in wüsten Ausschweifungen, wie dies leider heutigen Tags so häufig schon in früher Jugend geschieht. Erst mit Eintritt der vollen Mannhaftigkeit durfte er sich verheirathen und auch die Jungfrau trat nicht vor dem 20. Jahr in den Bund der Ehe. In ebenbürtiger Kraft fand sich bei den alten Deutschen Jüngling und Jungfrau und die Stärke der Eltern spiegelte sich in den Kindern wieder. Ihren Männern aber waren sie treu bis zum Tode, jene deutschen Frauen!

Zur Sittenreinheit und Treue der alten Deutschen gesellte sich dann als höchste Tugend Kühnheit und Tapferkeit. Der Kühne, der Tapfere, der Kräftige wurde geachtet und geehrt, der Feigling dagegen galt allgemein als ehrlos. Er wurde verspottet, oft sogar getödtet.

Die Knaben wurden deshalb schon von früher Kindheit an mit auf die Jagd genommen und mußten in dem Kampf mit wilden Thieren ihren Muth stählen und ihre Kraft üben. Die Neugeborenen badete man in eiskaltem Wasser.

Die Religion der alten Deutschen trug ebenfalls viel zu deren Helbenthum bei. Diese Religion war dazumal zwar eine heidnische, aber immerhin eine höchst poetische.

Im Anfang aller Dinge war Allvater der ewige Schöpfer und Erhalter, der Vater des ganzen Alls, der einzige, allmächtige Gott!

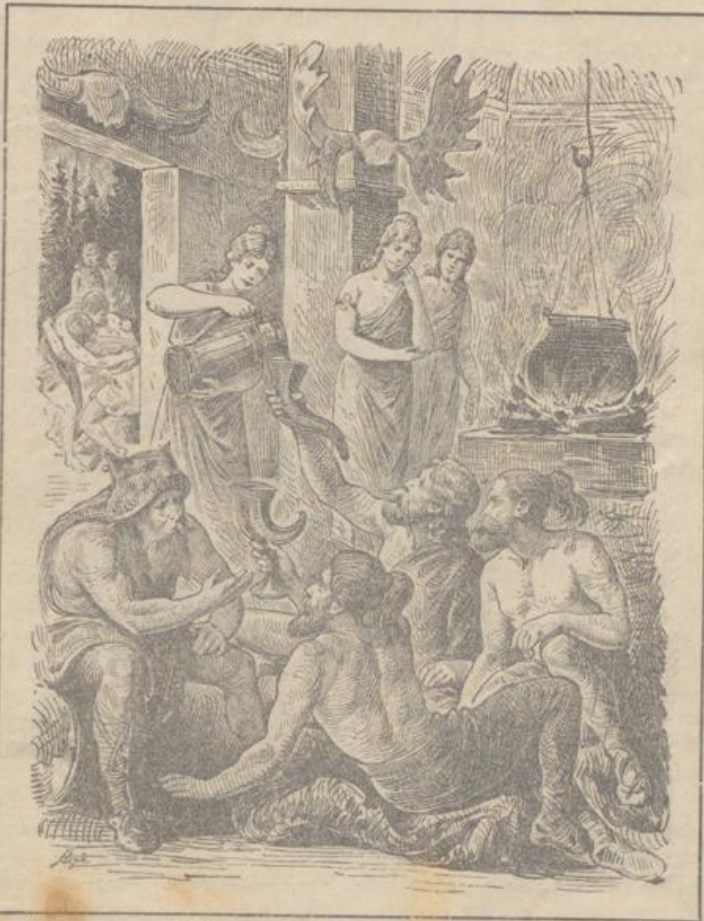
Nun gab es aber nach der Anschauung unserer Voreltern auch noch andere Götter. Als Ausfluß

des Allvaters thronte hoch oben im Reiche des Lichts Surtur, tief unten in der Dunkelheit aber die Todesgöttin Hela. Bei Erschaffung der Welt durch Allvater fiel Feuer vom Himmel in die tiefen Wasser des Chaos. Inmitten der dadurch entstehenden Revolution der Elemente entstand der Riese Ymer, mit ihm die Kuh Audhumla. Ymer war das Prinzip d. Bösen und mit ihm seine in der Tiefe geborenen Söhne, die Eisriesen. Die Kuh leckte aus dem Salzfelzen den Gott Buri hervor, dessen drei Enkel, unter ihnen Gott Odin, den Riesen Ymer im Kampfe erschlugen.

Da wurden aus den Haaren des Riesenleichnams die Wälder, aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Hirn die

Wolken und aus seinem Blute das Meer.

Die Götter aber erbauten in der Mitte des Himmels ihre herrliche Walhalla. Von dieser stiegen sie auf dem Regenbogen hernieder zur Erde und schufen die Menschen. Diese Götter wurden nun ebenfalls als kampfeslustige Helbengedacht. Täglich sollten dieselben nach dem Glauben der Germanen auf der Ebene Ida reiten, dort mit einander kämpfen und dann wieder fröhlich nach Walhalla zurückkehren, wo sie bei vollen Bechern zechten.



In der Nähe des Herdes lagerten auf Wolfs- und Bärenfellen die männlichen Glieder des Hauses.

In dem mit goldenen Schilden ausgeschmückten Himmelsaale saßen neben den Göttern auch die auf Erden gefallenen Helden. Sie durften Theil nehmen an dem Schmause und Trinkgelage der Götter und wurden von liebreizenden Jungfrauen, den Walkyren, bedient.

Sie tranken aus goldenen Bechern unerschöpfliche Massen des köstlichsten Meths. Aber nur den im Kampfe durch das Schwert Gefallenen sicherte die Religion diese ewige Seligkeit. Die Himmelsjungfrauen, die vorhin genannten Walkyren, reiten hernieder, nehmen die so Gefallenen vor sich auf die Rosse und hinauf geht es in die Walhalla zur ewigen Freude.

Das Heldenthum war deshalb das höchste Streben, der höchste Ruhm der alten Deutschen.

Die Dichter besangen die Thaten der Gefallenen.

»Und wie stand es denn in jener Zeit mit der Landwirtschaft?« fragte dazwischen einer der anwesenden Landleute. »Haben unsere Voreltern auch schon Ackerbau getrieben? Sie müssen doch von irgend einer friedlichen Arbeit gelebt haben.«

»Da weiß vielleicht unser Wanderlehrer genaueren Bescheid als ich!« antwortete der würdige Geistliche und setzte lächelnd hinzu: »Das geht in Ihr Handwerk, Herr Besserer!«

Dieser war gerne, soweit ihm möglich, zur Auskunft bereit, und erzählte an der Hand der Uebersetzungen über diesen Theil unserer deutschen Ur-Zustände ungefähr Folgendes:

Viehzucht und Ackerbau war unseren »Alten« wohl bekannt, wenn man sich auch ihren Landwirth-

schaftsbetrieb keineswegs so vorstellen darf, wie er sich später im Laufe der Jahrhunderte mit der allmählichen Culturzunahme vervollständigt hat. Der allgemeine Charakter des Landes war ja, wie ihr aus dem Munde des Herrn Pfarrers gehört habt, schauriger Urwald und düsterer Moorgrund. Namentlich in den nordischen Gegenden war das Klima un- gemein rauh und windig. Da aber, wo jetzt unser Rheinthal sich gegen die Nordsee hin zieht, vom

Bodensee bis zum heutigen Holland, schilderten die Römer den Boden als ziemlich ergiebig. Er wurde nur nothdürftig mit höchst einfachen Werkzeugen bearbeitet. Ein umgebogener, etwas zum Gebrauch ausgearbeiteter Baumast mit eiserner Spitze diente als Pflug, an dessen langem Theil die Zugthiere angehängt wurden. Keine Brache war in jener Zeit in des Wortes vollster Bedeutung eingeführt, d. h. dem Germanen war es nur darum zu thun, seinen eigenen Bedarf an Getreide dem Boden abzurufen. Von Düngung des Bodens mag er kaum etwas gewußt haben. So ließ er das Feld wieder lange Zeit zur Ruhe kommen, indeß er andere Flächen ansäte. Tacitus

schreibt: »In der Bebauung wechselt man bei den Germanen alljährlich das Feld, wobei immer noch ein großer Theil desselben frei bleibt.« Geld gab es damals noch nicht, also wurden auch keine Produkte auf den Verkauf gebaut und kein Mensch hätte damals unserem Hansjörg dort sagen können, was ein Malter Dinkel an klingender Münze werth ist.

Die weit ausgebreiteten Feldmarkungen waren Gesammtbesitz der ganzen Gemeinde (insofern man die



Die Walkyren reiten hernieder, nehmen die Gefallenen vor sich auf die Rosse und hinauf geht es in die Walhalla zu ewiger Freude.

zerfi
und
vert
der
geb
wild
lief
und
nich
I
reich
Das
thun
Gelt
einer
und
entr
einer
kon
den,
Ger
I
klein
unf
auch
dure
I
es d
Krie
I
mit
als
heut
schle
wer
dem
woh
Wag
dan
Zi
wied
der
auf
I
das
denn
gar
das
und
Spe
gege
das
gan

zerstreut liegenden Allode und die Hütten der Liten und Hörigen so nennen konnte) und diese hinwiederum vertheilte die Grundstücke unter ihre Mitglieder nach Maßgabe des Rangs. Durch die colossale Ausdehnung der Markungen war dies leicht möglich. Obstbäume gediehen im alten Deutschland nicht, abgesehen von wildwachsenden Gesträuchern, die etwas wildes Obst lieferten. Der Germane kennt wohl Winter, Frühjahr und Sommer, sagt Tacitus, den Herbst aber kennt er nicht.

Reich war aber das Land an Vieh und eine zahlreiche Herde war die größte Freude des Germanen. Das Vieh war sein einziger und geliebtester Reichtum. Es war sein Tauschmittel, gleichsam sein baar Geld; mit einer Anzahl Vieh, manchmal auch mit einer Gabe an Frucht, wurde dem Führer im Krieg und Häuptling im Frieden eine freiwillige Steuer entrichtet, die er als Ehrengabe entgegennahm; mit einer bestimmten Anzahl großen und kleinen Viehs konnte selbst Todtschlag geföhnt werden, welcher bei den, zur immerwährenden Fehde aufgelegten, trutzigen Germanen nichts Seltenes war.

Nach den Berichten der Römer war es meist ein kleiner Viehschlag, welcher in dem rauhen Klima unseres damaligen Heimathlandes zu finden war, auch die Pferde sollen sich weder durch Größe, noch durch Schönheit besonders ausgezeichnet haben.

Das Handwerk war nur insoweit vertreten, als es dem Hausbau, dem Ackerbau, der Jagd und dem Krieg zu dienen hatte.

Der Schmied, der nebst der Pflugschaar die Waffen mit seiner gewaltigen Faust zusammenschmiedete, galt als der Vornehmste unter den Handwerkern. Noch heute haben sich in unsern bürgerlichen Kreisen Geschlechtsnamen erhalten, die zweifellos auf jene Handwerker des Alterthums sich zurückführen lassen. Bei dem einfachen Bedürfniß damaliger Zeit mochte ja wohl auf weitem Umkreis nur ein Schmied, nur ein Wagner u. s. w. gehaust haben. Der ward eben dann weitum der Schmied, der Wagner, der Zimmermann geheißt; daraus sind durch die wieder dasselbe Handwerk treibenden Nachkommen mit der Zeit ständige Namen geworden, welche sich bis auf unsere Zeit vererbt haben.

Damit will ich aber dem Herrn Pfarrer jetzt wieder das Wort lassen, unterbrach sich der Wanderlehrer, denn mit der altgermanischen Landwirthschaft ist man gar bald am Ende. Unsere Alten verstanden besser das Kriegshandwerk. Es war mehr nach ihrem Sinn und sie fühlten sich wohlher, wenn sie mit Schild und Speer oder mit der gewaltigen Keule dem Feinde gegenüber standen, als Tag für Tag im ewigen Einerlei das Feld zu bebauen, was die Vornehmen ja auch ganz den Liten und Sklaven überließen. Aber ihre

Kriegszüge, ihre furchtbaren Kämpfe mit den Römern und Galliern, die bieten des Interessanten und des Erhebenden noch gar viel; darum Herr Pfarrer, wir bitten schön, davon nur noch Einiges!*

»Rechtgerne!« sagte dieser, blickte aber gleichzeitig auf seine Taschenuhr und meinte: »Weit werden wir für heute freilich damit nicht mehr kommen! —

Nun, beim Krieg war es Sitte der alten Deutschen, daß die einzelnen Trupps und Geschwader aus den Familien und Verwandtschaften zusammengesetzt waren. Sogar die Weiber mit ihren Kindern zogen mit und blieben während des Kampfes in der Nähe ihrer Angehörigen, der theuren Häupter der Familien.

Der Kämpfer hörte das Wehrufen seines Weibes, das Weinen seiner Kinder und ihre Zeugenschaft war den Männern die heiligste, ihr Beifall der höchste; zur Mutter, zur Gattin schleppte der Krieger seine Wunden und jene zählten sie, untersuchten ohne Zittern ihm dieselben. Sie brachten ihm sogar Nahrung und Zuspruch mitten in das Gefecht, sie trieben aber auch den Zurückweichenden aufs Neue in den Kampf. Von mehr als einer Schlacht erzählt man sich, wo die wankenden und weichenden Reihen von den Frauen zum Stehen gebracht wurden. Diese warfen sich dann mit Bitten und Flehen vor ihre Männer und Söhne und schilderten ihnen das Loos eines gefangenen Weibes in den Händen der lusternen Römer.

Kein Gedanke, und wäre es auch der, eines gräßlichen Todes sterben zu müssen, war den Germanen unerträglich, als der, seine Frau, seine Tochter, überhaupt ein deutsches Weib, den sinnlichen Begierden eines Feindes überlassen zu müssen; auch den Gedanken eigener Gefangenschaft ertrug der stolze freie Sinn des alten Deutschen nicht, und nur so lassen sich die oft bis zur völligen Vernichtung ganzer Stämme fortgesetzten Schlachten gegen einen oft an Zahl übermächtigen und in der Kriegskunst, wie in den Waffen weit vorausgeschrittenen Feind erklären.

Die ersten Zusammenstöße mit den Römern, welche später dann so häufig sich wiederholten und wechselseitig die Deutschen unter das Joch der Römer brachten, bis dieses Joch in einem erneuten Völkerringen wieder abgeschüttelt wurde, fanden statt, als im Jahre 114 vor Christi Geburt zwei gewaltige Germanen-Stämme, die Cimbern und Teutonen, auf einem Wanderzug nach Gallien sich nach dem Süden bewegten.

In Rom war große Aufregung, ja panischer Schrecken ergriff die Lenker des Staats, wie die Bevölkerung, als die Nachricht eintraf, die norddeutschen Barbaren rückten an. Eine Ueberschwemmung, so hieß es, habe vom nördlichen Meere her diese Völker vertrieben. Sie suchten jetzt Land, um sich niederzulassen. Alles glaubte, der Zug der etwa 300 000 bewaffneten blonden Riesen, welchem unabsehbare Reihen von Wagen

mit Weibern und Kindern folgten, wolle in Italien einbrechen. Die Römer besetzten schleunigst mit starker Truppenmacht die Engpässe der Alpen.

Die Deutschen kamen jedoch nicht. Sie hatten gar nicht die Absicht, die Römer anzugreifen, vielmehr beabsichtigten sie nach Gallien, dem jetzigen Frankreich zu ziehen.

Als der römische Befehlshaber, der Consul Papirius Carbo, lange Zeit vergeblich auf den Feind gewartet hatte, hob sich sein Muth. Er beschloß die Germanen anzugreifen und zog ihnen entgegen.

Die aber schickten Gesandte an ihn ab und versicherten ihre Friedensliebe. Der Römer empfing die Gesandten mit heuchlerischer Miene. Er gab ihnen Wegweiser mit, welche das Heer der Cimbern und Teutonen sicher geleiten sollten.

Diese Wegweiser hatten aber Befehl erhalten, die Deutschen in enge, unwegsame Schluchten zu führen, damit man sie da unversehens überfallen und vernichten könnte.

Zu Vertrauen auf die Kriegstüchtigkeit seiner Soldaten und auf die Vertrauensseligkeit der an keine Hinterlist denkenden Germanen, glaubte der treubruchige römische Feldherr des Sieges sicher zu sein. Aber er sollte sich furchtbar täuschen. Er hatte nicht mit dem wüthenden Zorn und mit der unbezwingbaren Kraft und Tapferkeit der betrogenen »Barbaren« gerechnet. Schnell hatten sie ihre Reihen geordnet. Mit wunderbarem Heldenmuth wurde der erste Angriff der Römer zurückgeschlagen. Entsetzt ergriff die römischen Soldaten, als sie das furchtbare Kriegsgeschrei dieser, das Haupt mit Stierhörnern oder mit den Köpfen der Bären, Wildschweine und Wölfe geschmückt, nun doppelt wild aussehenden Germanen vernahmen und die wüthigen Schläge der mit Recht Erzürnten verspürten. Nach kurzer Zeit war die römische Armee zersprengt, theils vernichtet, theils in die Wälder getrieben.

Eine noch schrecklichere Niederlage erlitten die Römer zwei Jahre später, als sie die inzwischen sich in Gallien immer weiter vordrängenden Deutschen abermals bekriegten. Die römischen Heere wurden damals von den Germanen gänzlich vernichtet. Der Consul Lucius Cassius verlor dabei sein Leben und kaum 10 Mann, so wird berichtet, konnten Kunde nach Rom bringen von dem entsetzlichen Verlust. Da ergriff Schrecken die römische Republik. Gewöhnt an Siege, welche bisher das halbe Europa Rom zu Füßen gelegt hatte, mußten die Weltbezwinger nun vor einem Barbarenvolk zurückweichen. Unüberwindlich hieß es, seien diese wilden Scharen. Kaum Menschen könne man sie nennen, übermenschliche Kraft wohne ihnen inne.

Aber es sollte anders kommen. Den Römern erwuchs in einem Manne aus dem Volk, dem Sohne eines einfachen Bauern, ein Retter aus der Noth.

Cajus Marius, ein ebenso unerschrockener Soldat, wie talentvoller Heerführer, wurde vom Volke zum Consul erwählt und dieser Mann machte es sich zur Lebensaufgabe, dem römischen Heere den alten Ruhm zurückzugewinnen, indem er die schrecklichen Germanen bezwinge. Aber es galt vorher, das Heer in allen Strapazen zu üben, die militärische Disziplin zu kräftigen, größere Ordnung in den Heerkörper hineinzubringen und die Soldaten an das Erschreckliche in der Erscheinung ihrer neuen Feinde erst zu gewöhnen. Durch mühsame Märsche, durch Bauten von Brücken, Kanälen und Wegen mußte Marius seine Soldaten allmählich vorzubereiten und zu kräftigen für die bevorstehenden Kämpfe mit den gefürchteten Deutschen. Alles, was Waffen tragen konnte, wurde zum Heere eingezogen und tüchtig geübt. Mit dieser Armee bezog nun Marius ein festes Lager im südlichen Gallien, dem Lager der Teutonen gegenüber. Die Cimbern, welche beabsichtigten, vom Rheine aus die Alpen zu übersteigen, um in Italien einzufallen, während die Teutonen durch das südliche Gallien vorzurücken beschlossen hatten, hatten sich bereits von den letzteren getrennt und das war der Germanen erster großer Fehler. Blutige Niederlagen, ja fast gänzlicher Untergang ihrer Heerhaufen sollten die Folgen dieser Trennung sein. Vereint waren sie der Römer Macht gewachsen, durch Trennung wurden sie besiegt. Ist das nicht eine ernste Mahnung auch an unser heutiges Deutschland zum treuen brüderlichen Zusammenhalt seiner Stämme?

Durch die festen unangreifbaren Wälle des Lagers waren für's Erste die Krieger des Marius hinreichend geschützt. Er schickte sie hinaus auf die Wälle, von wo sie auf das Lager der halbnachten, mit Thierfellen fantastisch bekleideten Riesengestalten, deren buntbemalte hohe Schilde und zweizackigen Speere das Wilde des Gesamteindrucks noch erhöhten, hinabsahen und sich an das schauerliche Kriegsgeschrei, dem Geschrei der Wölfe nicht unähnlich, nach und nach gewöhnen mußten.

Lange standen beide Heere sich so unthätig gegenüber. Marius beeilte sich wohlweislich nicht, zum Angriff zu schreiten. Da verloren die Teutonen die Geduld. Zunächst suchten sie das befestigte Lager zu stürmen. Vergeblich, sie mußten einsehen, daß diese Art von Kampf nutzlos sei. Da forderten die Deutschen den Marius zum Kampfe auf offenem Feld heraus. Der kluge Feldherr ging aber nicht darauf ein. Endlich, die Kriegslust des römischen Feldherrn für Feigheit haltend, beschlossen ihre Führer der Teutonen den Marsch nach Italien, unbekümmert um das nun von ihnen gründlich verachtete römische Kriegsheer im eingeschlossenen Lager, fortzusetzen.

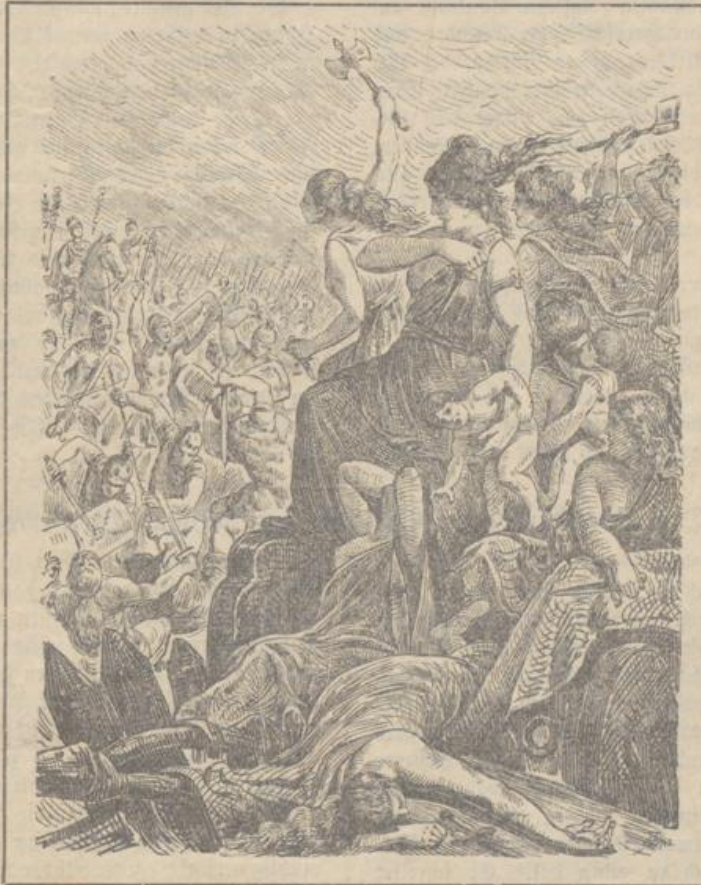
Kaum waren aber die Teutonen im Dunkel des Waldes verschwunden, da befahl auch Marius zum

Aufst
Raste
Das
als
Kind
ware
auf
zur
Stell
Sold
sprach
Geht
Män
bei
gibt e
Holt
Blut
fo no
ter
erste
verhä
Teute
te. C
die T
Cimb
Teute
Sta
Krieg
den W
schen
rainb
unern
sen
Narc
Nan
vom
tonen
wirkte
die
Teute
führ
Unor
ihnen
keine
sonde
zerfä
ihre
töbte
zu en
zum
der
geht
mit
einjä

Ausbruch. Schritt für Schritt folgte er deren Zuge. Rasteten die Deutschen, so rasteten auch die Römer. Das römische Heer war aber viel leichter beweglich, als das deutsche, welchem die vielen mit Weibern, Kindern und mit Beute beladenen Wagen hinderlich waren. In der Nähe eines Flusses schlug Marius auf den Höhen ein festes Lager auf. Hier sollte es zur Entscheidung kommen. Abichtlich hatte er eine Stelle gewählt, wo das Trinkwasser fehlte. Seine Soldaten murrten, da sprach er zu ihnen: Geht dort hinab ihr Männer! Dort unten bei den Barbaren gibt es Wasser genug. Holt es Euch für Blut. Also, um das so nothwendige Wasser entbrannte der erste Kampf, der bald verhängnißvoll für die Teutonen werden sollte. Geschwächt durch die Trennung von den Cimbern, hatten die Teutonen einen harten Stand. Des Marius Kriegskunst, die für den Angriff der Deutschen ungünstigen Terrainverhältnisse, das unerwartete Eingreifen des Claudius Marcellus mit 3000 Mann Kerntuppen vom Rücken der Teutonen her, alles das wirkte zusammen, dort die Niederlage der Teutonen herbeizuführen. Grenzenlose Unordnung riß unter ihnen ein. Es war keine Schlacht mehr, sondern ein Morden. Da, als Alles verloren war, zerschmetteten die deutschen Weiber durch Steinwürfe ihre eigenen Kinder vor den Augen der Sieger; dann tödteten sie sich selbst, nur, um der Gefangenschaft zu entgehen und um nicht den Lüsten der rohen Krieger zum Spielwerk dienen zu müssen. Wie groß die Zahl der erschlagenen Teutonen gewesen sein muß, das geht daraus hervor, daß die Bürger der Stadt Basilia mit den Riesenknochen der Gefallenen ihre Weinberge einzäunten.

Nicht besser erging es später den Cimbern. Dieselben hatten keine Ahnung von dem Schicksal ihrer Stammesbrüder, der Teutonen. Als aber ihnen vorgeführte teutonische Gefangene die gänzliche Vernichtung ihres Stammes bestätigten, da ergriff fürchterlicher Zorn die cimberischen Stammesbrüder. Ohne Rücksicht auf das für sie ungünstige Terrain wagten sie zur Unzeit und im Vertrauen auf ihre Unbezwunglichkeit die Schlacht gegen die Uebermacht der Römer.

Zu allem Unheil brach während des wüthend begonnenen Handgemenges plötzlich die Sonne durch das Gewölk und brannte mit sengender Gluth auf die Augen und nächsten Körper der die südlichen Sonnenstrahlen nicht gewöhnten Nordländer. Sie sahen sich veranlaßt die Augen mit den Schilden zu schützen und gaben sich dadurch Blößen. Ihre bewunderungswürdige Tapferkeit, ihr Todesmuth, konnte sie nichts mehr nützen. Auch sie wurden von Marius besiegt und gänzlich vernichtet. Und wie die Teutoninnen, so ermordeten auch die Frauen der Cimbern sich und ihre Kinder, so daß das eroberte Lager den Siegern einen entsetzlichen Anblick darbot. Unter den Hufen der Thiere lagen die gewürgten



Und wie die Teutoninnen, so ermordeten auch die Frauen der Cimbern sich und ihre Kinder.

Kinder neben den Leichen der Mütter, die sich theils mit den eigenen flatternden Haaren erdroffelt, theils durch das Schwert getödtet hatten. Wenigen dieser in so großer Zahl ausgezogenen Cimbern und Teutonen mag es gelungen sein, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, wieder ihre heiligen Eichenwälder zu schauen, goldene Freiheitluft zu athmen. Und doch ist es fortgewachsen das starke Geschlecht der Germanen bis auf den heutigen Tag, und wie die Geschichte lehrt, wurde in späteren Zeiten, durch Hermann den Cherusker, im Teutoburger

Walde die große Schlappe ausgewegt, die römischen Legionen unter Varus wiederum von den Deutschen total geschlagen und vernichtet.

Hin und her schwankte in der Folge das Kriegsglück unserer Altvordern. Römische Unsitte zeitigten sogar mit der Zeit bei manchen dieser von Haus aus treuherzigen, biederen Menschen später den Verrath am Vaterlande und es ereignete sich die Schande, daß deutsche Fürsten, deutsche Männer und deutsche Stämme zusammen mit den Römern gegen Deutsche kämpften. Heute noch zeugen die Ruinen römischer Baukunst auf deutschem Boden von der Herrschaft der Fremden und damit von dem Hauptfehler unserer Nation, der Uneinigheit. Darum, ihr Deutschen der Neuzeit, freut euch der neuerrungenen Einheit und pflegt das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter euren Stämmen. Seit einig, einig, einig! Bedenket, daß ihr alle, alle Germanen seid, die Abkömmlinge jener Helden gestalten, von denen heute die Rede war.

Die Pfeife des Pfarrers war ausgegangen und ein Blick auf die Uhr mochte ihm zeigen, daß es inzwischen schon spät geworden war.

»Ich denke, wir lassen es damit für heute genug sein!« sprach der Erzähler, indem er sich erhob, zu seinen Zuhörern. »Will's Gott, kommen wir noch öfter so wie heute zusammen und dann will ich euch

noch Manches von den großen Kämpfen erzählen, welche in späteren Zeiten die Germanen mit den Römern zu bestehen hatten. Ihr werdet dann erkennen müssen, wie unbezwinglich stets unsere Altvordern waren, so lange sie fest zusammengehalten haben, wie aber all ihre Urkraft und ihr Heldenmuth gegen den Feind nicht ausreichte, wenn die den Deutschen leider angeborene Sonderbündelei unter den verschiedenartigen deutschen Stämmen platzgriff.

Und nun gut Nacht!

Sie aber gestatten mir noch eine Frage, Herr Besserer: Haben ja während meines Vortrags so fleißig Notizen in Ihr Taschenbuch gemacht. Werden doch nichts aus der Schule plaudern wollen?« He?

»Doch, doch, Herr Pfarrer! Es wäre ja jammer schade, wenn die heute hier gehörten Worte nur unter uns Wenigen ihre Wirkung äußern sollten. Nein, jeder Deutsche, zumal die Jugend auf dem Lande, muß mehr mit seiner Urgeschichte vertraut gemacht werden, damit er weiß und fühlt, was er ist, wohin er gehört und was er zu thun hat. Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Pfarrer, aber sie müssen's mir schon gestatten, Alles, was Sie uns da so schön erzählt haben, es kommt in den Kalender. Und auch an Ihrem Versprechen, das Begonnene fortsetzen zu wollen, halte ich fest. Also, ein andermal weiter im Text!«

Der Wanderlehrer Besserer auf seinem Dienstweg.

Flurpolizei.

Budlig ist die Straße. Fernab liegt sie nach überwundenem Anstieg durch den Wald vom Verkehr der großen Welt; einsam wird es dem Wanderer zu Muth. Einige Buben, die barfuß daherschleudern, ein Ochsengepann, welches im Schneidenschritt den leeren Leiterwagen, von einem Bauernknecht geleitet, heimwärts zieht, ein Hausfuxer und der Wanderlehrer Besserer bilden so ziemlich den ganzen Verkehr während der zwei und ein halb Stunden, die er an einem ausnahmsweise klaren Altweibersommer-Abend von Ettlingen nach Völkersbach zu gehen hat. Er schreitet rasch fürbaß, denn die Gegend ist ihm ja bekannt. Da noch ein Schritt — o, halt nicht so rasch! Bald hätte er einen sonderbaren Käfer zertreten.

Ungefähr zwei Centimeter lang und entsprechend breit, um nicht eben für plump zu gelten, die Flügeldecken schwarz, mit zwei orangefarbigem Binden, kriecht es eilig über den Pfad und hastet dem Straßengraben zu. Das Kerbthier, welches so mit knapper Noth der Stiefelsohle des Wanderlehrers entronnen, ist der gemeine Todtengräber (*Necrophorus vespillo*). Der Wanderlehrer folgt dem Burschen und nach wenigen Augenblicken sieht er, wie jener bei der Leiche einer Feld-

maus angelangt ist. Dort sind schon 4 Kerse seiner Gattung anwesend, offenbar damit beschäftigt, die Größe des Mauskadavers abzumessen und die Bodenbeschaffenheit zu prüfen. Letztere scheint für ihre Absicht günstig zu sein. Die Käfer schieben sich in angemessener Entfernung von einander unter die Leiche und nun beginnt ein seltsames Treiben, eine sieberhafte Thätigkeit. Mit den Beinen scharren sie, — je lockerer der Boden, um so rascher — die Erde unter sich weg nach hinten. Bald erhebt sich rings um die Feldmausleiche, die vermöge ihrer eigenen Schwere im aufgelockerten Boden allmählig versinkt, ein förmlicher Wall; keine halbe Stunde ist vergangen und dort, wo früher ein verwesender stinkender Leichnam seine giftigen Miasmen in die Luft hauchte, verwahrt nun schützendes Erdreich den Kadaver.

Die von diesen äußerst nützlichen Käfern begrabenen Thierleichen dienen ihnen nicht unmittelbar zur Nahrung, sondern als Brutstätten für ihre Eier, und werden erst durch die ungefähr 14 Tage nachher aus dem Ei schlüpfenden Larven benagt und gewissenhaft skelettirt.

Größere Käfer werden von den Naskäfern, zu welcher Familie dieser »Todtengräber« gehört, nicht erst begraben, sondern durch successives Auffressen unschädlich gemacht.

Während sich unser Wanderlehrer in Betrachtungen